

Hanneli

Autor(en): **Valet, Beat**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 31: **Sondernummer : Unsere Kinder**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kind spielt. Wir merken ihre Wirkung meist kaum. Sobald es sich jedoch um „missratene“ und fehlentwickelte Kinder handelt, können wir sie so deutlich merken wie im Falle Emils.

Es erhebt sich die Frage, ob dann, wenn ein Kind aus verhältnismässig „normalen“ Erbbedingungen asoziale oder, sonstwie merkwürdige und abwegige Wesenszüge aufweist, immer die Familienverhältnisse schuld seien. Man darf nicht verallgemeinern, muss jedoch eingestehen, dass es oft so ist. Merkmal für eine solche Begründung sind die scheinbar zufälligen, „teuflischen“ und im richtigen Augenblick eintretenden Zwischenfälle, die alle Eingriffe durchkreuzen und die „alte Situation“ immer wiederherstellen, so wie wir es bei Emil gesehen haben. Sie dienen dem Zweck, dass nichts am „Gleichgewicht“ der Familienkonstellation geändert werde. Denn sonst müsste die Familie sich umorganisieren und könnte dabei in Brüche

gehen. Eine Änderung bedingte eine Neuverteilung der Rollen der einzelnen Glieder, neue Stellungnahmen und Entscheidungen — und nichts ist so konservativ wie eine eingewohnte Familientradition. So schlecht sie sein mag, man fühlt sich trotzdem sicherer darin als vor etwas Neuem, von dem man nicht wissen kann, wie es sein würde.

Wo sich die Situation dermassen zugespitzt hat, wie im dargestellten Falle, nützen die sonst oft segensreichen Massnahmen und Fingerzeige der Erziehungsberatungsstellen in der Regel nichts, weil sie nicht wirksam werden können. Ihre Ratschläge werden falsch verstanden und falsch durchgeführt, oder unterlassen, weil die Eltern nicht imstande sind, sie zu befolgen. Instinktiv wehren sich alle Familienglieder dagegen, dass jemand ihren magischen Kreis sprengt, lieber nimmt man die Last eines „missratenen“ und „schwierigen“ Kindes in Kauf.

Hans Zulliger.

HANNELI

von Beat Valet.

Als Hanneli uns „offeriert“ wurde, hatte es vorübergehend Unterkunft bei der Vorstandsdame eines Kinderfürsorgevereins gefunden. Vorher war es acht Monate lang der „Sonnenschein“ in einer Professorsfamilie gewesen.

Verwunderlich zwar, dieser Sonnenschein! Denn ehe Hanneli zu Professors kam, war es eine stetige, brand-schwarze Wolke am zweiten Eehimmel seines Vaters.

Wir lasen von Hanneli in der Zeitung. Es war an einem langen Abend. An einem einsamen, leeren Abend, wo man nicht über die Zeitungslektüre hinauskommt, und wo man anfängt Inserate zu lesen.

Aus fetter Umrandung stach die Anzeige in die Augen:

Vierjähriges liebes, hübsches
Mädchen
wird bei rechtshaffenen Leuten
für ständig zu placieren gesucht!

Wir lasen es beide, aber wir taten nicht dergleichen und sprachen über den Inhalt der anstossenden Druckzeilen.

Vielleicht hatten wir uns über so ein heimatsuchendes Geschöpflein nichts mehr zu sagen, weil wir den Fall schon zu oft zerpfückten!

Am andern Morgen schrieben wir. Und nach wenig Tagen wurde uns Antwort.

Aus dem von Liebe und Barmherzigkeit diktierten, aber überaus ehrlichen Brief sprachen neben warmer, fürsorgender Empfehlung auch die nackten Tatsachen:

Es ist intelligenter Leute Kind. Seiner Mutter, Tochter geachteter Eltern, ist sittlich nichts nachzusagen. Aber sie ist schaffensträge und hat kein Herz im Leibe. Sie vernachlässigte das Hauswesen und ihr Einziggeborenes, und als es zur Scheidung kam, wurde Hanneli „ihm“ zugesprochen. Die Mutter wurde ihrer Last gerne ledig, und der Vater litt auch nicht lange unter seelischem Schmerz. Pressiert suchte er ein neues Glück.

Die zweite Ehe krankte von Anfang an. Daran trug das Stiefkind schuld.

So lange die Flitterwochenzärtlichkeit des Paares dauerte, gehörte das hübsche, kleine Mädchen mit zum Glück. Dann aber stand es bald im Mittelpunkt von Meinungszwisten. Das eine drechselte am Kinde, ohne

Liebe und ohne dulddvolle Nachsicht; das andere zerbrach die Rute und züchtete im Verstohlenen ein Zuckermaul.

Dieses Missverhältnis entwickelte sich ganz zum Bösen, als ein Brüderchen in der Wiege lag. Da galt der jungen Mutter nur noch das eigene Kind, und Hanneli stand als Fremdling erst recht im Wege.

Vielleicht begannen jetzt auch Regungen im kleinen, unverwöhnten Herzchen, die sich nach Mutterliebe sehnten. Unbewusst wohl und genährt durch Eifersucht auf Liebkosungen, die hier verschwendet und dort vorenthalten wurden!

Der Vater fing an, die Partie aufzugeben, denn er wollte einen zweiten Zusammenbruch seiner Ehe verhüten. Er opferte das Kind seiner ersten Liebe und machte einen Bogen um die Prügelsszenen in seinem Hause.

Gewohnheit und Gewissen gehen gerne Hand in Hand. Und der Selbstbetrug läuft hinten nach.

Was wollten sich vier Hände mit Erziehung mühen, wo doch Wucht genug in zweien lag? ... Jetzt war ja auch ein Stammhalter da, den man nicht verwecheln wollte, und dem die Mutter verdiente Schläge sicher einmal mit gleicher Elle messen würde wie heute dem Stiefkinde! Schliesslich rottete man mit ein bisschen straffer Erziehung wohl auch böse Keime bei dem Kinde einer davongelaufenen Mutter aus und tat also noch ein gesegnetes Werk!

Die „bösen Keime“ mussten bei Hanneli tief sitzen. Es kam ein Tag, da fremde Leute der lärmenden Züchtungsweise nicht mehr zusehen und zuhören konnten und der „Kinderschutz“ in die Elternrechte eingreifen musste.

Gute, verständige Menschen rechteten mit dem Vater... dringlich fordernd und auch wieder zurend. Es entstand ein Kompromiss, wonach das kleine Mädchen mit Leib und Seele, mit Versorgungspflichten und Adoptivrechten Inventarstück eines Kinderfürsorgevereins wurde. Und damit begann für das kaum dreijährige Hanneli die Laufbahn in der Fremde...

Die Professorsleute, denen der Verein das zarte Pflänzlein ins Haus gab, hatten die redliche Absicht, es neben ihrem Buben gross zu ziehen und ihm eine bleibende Heimat zu bieten.

Der Setzling wurzelte auch schon lustig in die offenen Herzen hinein. Blühte bald als Röslein auf und verbreitete frohe Stimmung rund um sich. Das Kind schien endlich ein Glück gefunden zu haben — doch das Geschick wollte es anders.

Die Pflegemutter erkrankte schwer. Unversehens hatte sich ein altes Leiden, das man überwunden glaubte, ja

bösester Weise wieder eingestellt und die Diagnose des Arztes lautete ernst, fast hoffnungslos. Lange Kuren, welche die Kranke von der Familie fernhielten, konnten wohl Linderung und Aufschub bringen, aber...

Der Mediziner sprach ohne Umschweife, offen, mit dem Professor und dieser wiederum suchte auf langem Wege, vorsichtig tastend und ausweichend, dem Herzen seiner Gattin mit bitteren Forderungen und tröstenden Beschwichungen beizukommen.

Hanneli war wieder einmal das fünfte Rad und musste den Verhältnissen geopfert werden. Diesmal aber galt es nicht, eine Ehe vor der Zertrümmerung zu retten — jetzt musste man einer todkranken Pflegemutter ein Bündel Pflichten und Sorgen abnehmen.

Der Entschluss löste sich überaus schmerzlich von der Frauenseele, denn das liebe Kind war in langen acht Monaten ein Teil ihres Wesens geworden.

Jener Morgen, da Hanneli mit der Eisenbahn fortfuhr — zu einer 'Tante' auf Besuch —, brachte ein grosses Leid ins Haus des Professors. — — —

Soviel ungefähr stand in und zwischen den Zeilen des Auskunftschriftens. — — —

Wir legten den Brief hin und her, bald auf die Seite, bald wieder vor Augen. Liessen einen Tag vorübergehen und wieder einen. Und getrauten uns nicht, einem Geschick die Tür zu öffnen, von dem wir nicht wussten, ob es gut sei oder böse.

Konnten wir unsere Zukunft wirklich so innig mit der eines Kindes verflechten, das nicht das unsere war, so dass wir über Enttäuschungen wegkommen, dass wir fremdes Blut, wenn es einmal überschäumte, liebevoll wieder fassen und dämmen konnten?

Waren wir in zwanzig kinderlosen Jahren nicht Egoisten der Bequemlichkeit geworden, und entsprang der Wunsch nach einem Kinde nicht mehr dem Verlangen nach einem neuartigen Zeitvertreib als einem Herzensbedürfnis?

Schliesslich nahm man so ein verlassenes Menschlein nicht wie einen Phonographen zur Probe ins Haus, um es nach einer Spanne Zeit, wenn Art und Spiel verdross, ohne weiteres zurückzugeben... Wir versuchten uns wohl am besten gar nicht mit der heiklen, vielleicht folgen-schweren Sache.

Irgendwo hatten wir auch von Bluterbschaft gelesen, die mit dem Wachstum des Kindes auf dessen Charakter bestimmend wirken sollte. Wenn der Mann recht hatte, so bot Hannelis Erbschaft nichts Verlockendes. Da wurde es ja von der Mutter mit Lieblosigkeit und vom Vater mit Willensschwäche angesteuert!

Aber vielleicht lagen der Eltern Charakterschwächen gar nicht in ihrem Blut, sondern waren nur dem schlechten Boden ihrer Ehe entwachsen. Ihr Kind konnte einen gesunden Keim haben und gut ausarten...!

So deutelten und zweifelten wir an etwas herum, das für uns eigentlich noch gar keine Gestalt angenommen hatte, das wir aber ersehnten und zugleich fürchteten. Wir warfen beidseitig Steine auf die Waage, die unsern Entschluss bestimmen sollte. Edle kleine, aus dem Frauengemüt gegrabene, und grosse gewichtige, aus der Tiefe nüchterner Erwägung geholte.

Die grossen zogen merklich. Es wurde ein Absagebrief geschrieben. — — —

Drei, vier Tage vergingen. Wir sprachen nichts mehr vom Kinde.

Dann kam, es war am Morgen vor unserem neunzehnten Hochzeitstag, ein kleines Schreiben der Vorstandsdame, das höflich die Kenntnisnahme unseres Verzichtes bestätigte: „Da Herr X. der Annahme eines Kindes entgegen zu sein scheint, erwarte ich keine Aenderung Ihres Beschlusses; aber dennoch muss ich Ihnen noch einmal zu bedenken geben, dass Hanneli bei der Ehescheidung seiner Eltern unbedingt dem Vater zugesprochen wurde und die Mutter jedes Anrecht auf das Kind verloren hat... Hanneli ist so lieb und gescheit, dass ich es, wenn ich nur könnte, am liebsten selbst behielte. Frau Professors Erziehungsmühe war nicht umsonst; das kleine Mädchen ist wirklich gut gewöhnt.“ — — —

Wir sassen beim Frühstück, und die paar Zeilen gingen schweigend über den Tisch hin und her.

Aus der Zeitungslektüre heraus, die unser Empfinden mit den schrecklichen Kriegsereignissen verband, nahmen wir das Brieflein wieder auf und lasen repetierend, was über ein liebes, kluges Mädchen darin stand. Und als wir uns dann in die Augen sahen, offenbarte das eine Paar die starke Regung des weiblichen Gemütes.

Am nächsten Morgen unternahmen wir eine lange Bahnfahrt nach dem vorübergehenden Domizil des ausgeschriebenen kleinen Mädchens. Wir wollten es uns wenigstens einmal ansehen. Da sie just den Jahrestag unseres Ehebundes traf, galt uns die Reise auch als Festfreude, die wir uns in dieser oder jener Art ja ohnedies geleistet hätten. Während der Zug durch die Landschaft hastete und eine Ueberfülle ungewohnter Bilder sich dem Auge aufdrängte und den Geist beschäftigte, wurde das männliche Gemüt bei allem den nüchternen, drückenden Gedanken nicht los, man reise irgend einem zum Verkauf ausgeschriebenen Hündchen nach...

An einer kleinen Station, unweit der Großstadt, stiegen wir aus: Eine langweilige, aus dem Dutzend geschnittene Bahnhofanlage mit Güterschuppen. Auf einem Stummelgeleise, als ständige Staffage, einige schwarze, müde gefahrene Eisenbahnwagen. Ringsum, bis an die schnurgegrade, vom Schienenweg nach dem Orte strebende kahle Stationsstrasse ein überreicher, knöcheltiefer Schotter faustgrosser Steine. Die Strasse selbst aufgeweicht und klebrig vom nebelfeuchten Herbstmorgen.



Praktische Artikel für Ferien u. Reise!

Neuüberziehen und Reparaturen

In Biel:

Au Parapluie moderne Nidaugasse 43



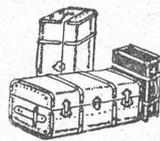
Reise-Artikel

sowie

Lederwaren

aus dem

Spezialhaus



Kramgasse 40

K. v. HOVEN

BERN

Wwe Christeners Erben

an der Kramgasse

Tafel-Services

in grosser Auswahl

Der Frohsinn musste schon im Herzen sein oder noch hineinkommen; draussen lag er nicht.

In einem saubern, städtisch gebauten Haus am Dorfeingang fanden wir die gesuchte Wohnung. Ein silbernes, frohes Kinderlachen wies uns in einen obren Stock, wo eine schrille Klingel Alarm schlug. Die bange Stille unseres Innersten erschrak. Wir hatten bei unserm und beim Schicksal eines Kindes angeläutet...

Liebenswertig, respektvoll bewillkommt, traten wir in die behagliche gute Stube. Es mutete uns darin sofort etwas vertraut an — wohl weil die peinlich geordnete, aber doch warme Ausstattung mit dem Geiste der Bewohnerin harmonierte, den wir aus ihrem menschenfreundlichen Werke schon kannten.

Das silberne Kinderlachen hatte sich in irgend einen hintern Raum geflüchtet und war hinter Türen verstummt. Dort wurde jetzt wohl ein bisschen Toilette gemacht für die neugierigen fremden Besucher. Man wollte doch einen guten Eindruck machen!

Nach einer Weile, während wir eine Anzahl vielfach gestempelter Briefe durchsahen, mit denen auch der ärmste und verlassenste Erdenbürger von Amtswegen für die Lebensreise ausgesteuert wird — und die hier auf ein kleines, herumgestossenes Mädchen Bezug nahmen — kam ein zögerndes Trippeln über den Gang. Und schon im nächsten Augenblick schauten wir einem reizenden, verlegenen Blondkopf in die Unschuld seiner grossen, dunkeln Augen.

Der Liebreiz des Kindes warf augenblicklich über den Haufen, was etwa noch an kritischer Stimmung mit der Eisenbahn hergefahren war. Es einte ein stiller Gedanke Mann und Frau.

Wie schelmisch sich der kleine, einem Rubenschen Bilde entwichte Engel an den Sonntagsstaat des „Onkels“ heranmachte und sich dem Drachentöter auf der Krattwattenmünze vorstellte:

I bin e chline Pumperniggel,
i bin e chline Bär.
Und wie mi Gott ver-schaffe häd,
so waggel-n-i derhär.

Etwas anderes als die „goldige“ Münze schien am „Onkel“ vorläufig keinen Eindruck zu machen.

Aber das Verslein war doch dem fremden Manne tief ins Herz hineingedrungen!

„So — nun sage auch der ‚Tante‘ ein schönes Sprüchlein,“ meinte die Behüterin Hannelis. „Roti Rösti...? Oder vielleicht...“

„Nein, nein, bitte, lassen Sie es gut sein,“ fiel der „Onkel“ ein. Es ist genug des Examens.“

Derselbe nüchterne, peinliche Gedanke, der am Morgen mit auf die Reise gegangen war, hatte ihn wieder gepackt: Wir kaufen ein schönes, gelehriges Hündchen!

(Schluss folgt.)

Ein Besuch im Kinderspital in Bern

Die warme Sommersonne, welche durch die grossen Fenster des Kinderspitals die hellen Räume der kranken und hilfsbedürftigen Kinder umstrahlte, schien neue Kraft und neues Leben zu spenden. Prof. Glanzmann, der Beschützer dieser kleinen Kinder, war gerade dabei, seinen täglichen Morgenbesuch anzutreten und sein sorgenvoller Blick galt nicht nur seinen Schützlingen, sondern auch der Zukunft, die sich auch für diese kleinen lieben Kinder nicht immer rosig zu gestalten droht. Alles, was in seiner menschlichen Macht steht, wird angewandt, um dieses beginnende Leben zu erhalten. Seine Mühe, Liebe, Sorge, Angst und rastlose Arbeit gehören diesen Kindern, und deshalb ist es nicht zu verwundern, wenn sich aus seinen Wünschen eine dringende Mahnung an alle Mitbürger richtet.

Das Kinderspital, dessen Gründung durch eine private Stiftung ermöglicht wurde, erhält erst seit der Eröffnung des Neubaus einen namhafteren Betrag von je Fr. 5000 durch den Kanton und die Gemeinde. Doch diese Mittel genügen selbstverständlich nicht, um den vielseitigen Anforderungen des Spitalbetriebes nachzukommen. Deshalb ist die Spitalverwaltung stets dankbar für Gaben und Zuwendungen von wohltätigen Institutionen und vor allem auch von Privaten. Ausser den finanziellen Sorgen bestehen noch solche ganz anderer Natur, denen mit ein bisschen gutem Willen abgeholfen werden könnte.

Neben vielen andern kranken Kindern, denen mit ärztlichem Wissen und Können geholfen werden kann, hat es Säuglinge, deren Leben und Gedeihen von der Muttermilch, die so schwer zu erhalten ist, abhängt. „Bittet, schreibt, ermahnt“, sagt Prof. Glanzmann, „dass gesunde Frauen, die zu viel Milch besitzen, diese uns abgeben; jeder Tropfen bedeutet für diese Kleinen neue Kraft und neues Leben. Frauen, die Muttermilch abgeben können, sollen das doch der Zentralstelle der Säuglingsfürsorge, Laupenstrasse, Bern, mitteilen, denn ich und die Kleinen werden es zu danken wissen.“

Und die zuckerkranken Kinder? Es droht die grosse

Gefahr, dass das Insulin nicht mehr in genügender Menge erhältlich sein wird, und deshalb sollte es nur für Zuckerkrankte reserviert werden. Für die zuckerkranken Kinder ist Insulin gleichbedeutend mit Sein oder Nichtsein, und wenn irgend jemand (sogenannte gute Freunde) sich dazu versteigt, bei diesen Kindern von der Anwendung des Insulins abzuraten, begeht er eine Tat, die, ohne dass er sich darüber Rechenschaft gibt, einer fahrlässigen Tötung sehr nahe kommt. „Zuckerkrankte Kinder, die meistens ganz besonders begabt sind, müssen in erster Linie dieses Insulin erhalten“, wiederholt Prof. Glanzmann, und seine Augen, um die sich der wehmütige Zug des liebenden und besorgten Vaters legt, bitten förmlich um menschliche Hilfe, ihm im harten Kampf um das Leben dieser Kleinen beizustehen.

Aber auch elternlose, arme, kranke und verwaorste Kinder finden bei ihm ein Heim, und doch kann er ihnen nicht das bieten, was diese Kinder zu ihrer Entwicklung benötigen — eine richtige Mutterhand. „Das fehlt uns oft“, erwähnte er, „dass wir für Kinder ohne Eltern nach der Genesung kein Heim finden, welches ihnen den richtigen Weg ins Leben ermöglichen würde. Entweder kommen sie zu alten Leuten, die die Kinder nicht erziehen können, oder sie kommen an einen Ort, wo keine Kinder sind, mit denen sie aufwachsen können. Es trifft sich“, sagte er weiter, „dass Kinder im Alter von 4 Jahren schon zwei-, drei-, ja viermal ihre Pflegeeltern gewechselt haben, und das ist gewiss nicht das Richtige“. Ein kleines Mädchen hält er im Arm, das ihn mit zärtlichen Händen umschmeichelt. Es hat keine Eltern und hat schon dreimal seine Pflegeeltern gewechselt und nun ist es wieder beim Papa Glanzmann, bei dem es sich wohl und glücklich fühlt.

Seine dringenden Wünsche sollen uns alle wachrütteln und unsere Aufmerksamkeit in vermehrtem Masse den hilfsbedürftigen Kindern und ihrer Pflege zuwenden, um das mit so viel Liebe geleitete Werk von Prof. Glanzmann zu unterstützen und seinen Schützlingen ein ertragbares Leben zu gewährleisten.